Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 5

Artikel: Eine Winterfahrt nach Wien und Budapest

Autor: Bütikofer, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634262

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

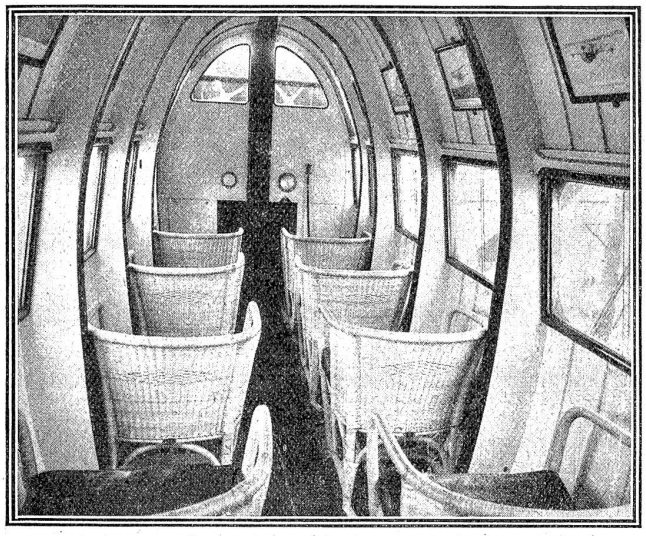
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Inneres der Kabine des englischen Handelsflugzeuges „Vickers Vimy Commercial-Aeroplane".
Im geheizten Raume befinden sich Sitzplätze für elf Fahrgäste, denen ein Glasfenster bequemen Ausblick gestattet.

Eine Winterfahrt nach Wien und Budapest.

Von Ernst Bütikofer, Bern.

Welcher Reicher, sinnt es mir aus,
Kann arm sein wie eine Kirchenmaus?

So hieß das Rätsel, an dem meine Schwester und ich uns vor gut dreißig Jahren erfolglos die Köpfe zerbrachen. Und doch war die Lösung einfach: Oesterreicher! Tempora mutandur! Heute kann ein Oesterreicher nicht mehr arm sein wie eine Kirchenmaus, sondern er ist arm. „Für einige Millionen Dollars kann heute ein reicher Amerikaner ganz Oesterreich kaufen", meinte im Zug ein Wiener mit einem gewissen Galgenhumor.

Man kann mit Hundert- und Tausendernoten um sich werfen und hat doch herzwenig. Was sind heute tausend Kronen in Wien! Nicht nur für den valutastarken Schweizer, sondern auch für den Ortsansässigen, der das Ei mit 11 Kronen, ein Paar Schuhe mit 700 und eine einfache Damenbluse mit 3000 Kronen bezahlen muß. Man kann allerdings immer noch verhältnismäßig bescheiden leben, findet man doch sogar auf dem Ring und in der Kärntnerstraße Restaurants mit Menus zu 20—25 Kronen. Es gibt Suppe, Fleisch, Gemüse und eine Mehlspeise. Man kann überhaupt heute wieder alles haben in Wien, aber meist zu Preisen, die sich eben nur ein Ausländer leisten kann. Immerhin hat das Elend seinen Gipfelpunkt längst überschritten. Während im April 1919 in Wien zirka 133,000 Arbeitslose waren, zählte man am 1. Oktober 1920 nur noch zirka 14,000. Diese Zahlen können fast bestechen. Sehr schlecht sind immer noch der Mittelstand und die geistigen Arbeiter daran. Zuerst sorgte die Regierung für die Bedürfnisse der Arbeiter und da zeigte es sich bald, daß diese Bedürfnisse gewaltig groß waren. Nachher dachte man an die Waschfrauen als einen unentbehrlichen Faktor. Zuletzt kamen die Intellektuellen an die Reihen und da zeigte es sich, daß für diese nicht mehr viel übrig blieb. Folgendes typisches Geschichtchen wird verbürgt:

Fuhren da zwei Herren im Eisenbahnzug. Der eine öffnete ein Paket, zog daraus ein saftiges Stück Fleisch, Wein und Brot hervor und fing vergnügt an zu speisen. Der Herr gegenüber meinte mit leichtem Vorwurf:

„Das könnte ich mir nicht leisten!"

„So! — Wieviel verdienen's denn?"

„1200 Kronen im Monat", war die Antwort.

„Ja, was sind Sie denn?"

„Ich bin Professor an der Universität Wien!"

Worauf der Herr Professor die Antwort erhielt:

„Seh'n Sie! Hätten's was gelernt! Ich bin Maurer und verdiene 5000 Kronen im Monat!"

Inzwischen sind einige Monate verflossen und der Herr Professor hat einige hundert Kronen mehr, aber auch der Maurer ist bei seinen 5000 nicht stehen geblieben.

Groß ist das Elend immer noch. Aeußerlich wird dies illustriert durch die vielen Frauen mit stark geflickten und zerrissenen Kleidern, die bei der großen Kältewelle zu sehen waren, und durch die vielen Hamsterer. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die ersten Morgenzüge zu mehr als 90 Prozent mit Hamsterern besetzt sind, und daß die letzten Abendzüge mit ähnlicher Fracht heimkehren. Es ist ein köstliches Intermezzo, wenn bei der Ankunft eines Zuges in einem kleinen Dorf ein wahres Wettrennen der Hamsterer nach den ersten Häusern beginnt, wie jeder der Erste sein will und namentlich das schwache Geschlecht eine Behendigkeit und Eile entwickelt, die unter andern Umständen Bewunderung erregen würde. Schleichhandel nennt man das. Warum nicht gar! Ein Rennhandel ist es! Man gehe hin und überzeuge sich selbst. Man hamstert nicht nur für sich, sondern auch für andere. Man kauft z. B. das Kilo Kartoffeln bei den Bauern zu 7 Kronen ein, um es in der Stadt zu 12 Kronen zu verkaufen. Das Geschäft blüht und die Preise sinken auf diese Weise nicht. Man hamstert Butter, Milch, die bis zu 30 Kronen in der Stadt verkauft wird, Kohl, Brot, Holz.

Der Kampf um das Dasein hat viel weniger scharfe Formen angenommen, als dies noch vor einem Jahr der Fall war, wo sich der Pöbel ohne weiteres an die Bäume öffentlicher Anlagen machte. Der eine holzte da, der andere dort, jeder nur mit sich selbst beschäftigt. Bäume wurden gefällt, Menschen dabei erschlagen. Ein Ast drang einem jungen Mann in die Brust. Man riß ihm den Ast hinaus und machte sich davon. Das Holz galt mehr als ein Menschenleben! Das ist nun hoffentlich ein für alle Mal vor-

Heimkehrende Hamsterer. Das Bild zeigt ferner einen Drittklaßwagen, bei welchem deutlich zu sehen ist, daß die meisten Fenster teilweise nicht mehr aus Glas, sondern aus Holz bestehen.

bei und es kann uns Schweizer mit Stolz erfüllen, in hohem Maße zur Milderung des Elendes beigetragen zu haben.

Das künstlerische Wien freilich wird von den sozialen Zuständen nicht berührt. Die architektonische Wucht, die sich beim Austritt aus der Hofburg breit macht, ist nach wie vor ein Erlebnis, das seinesgleichen in Europa sucht. Diese üppige Monumentalarchitektur hat viele Brückensünden unten beim Donaukanal gut gemacht. Die Schlösser in Budapest, Berlin und Madrid wirken freilich imposanter als die Hofburg, aber dafür hat Wien ein einzigartiges unvergleichlich großartiges Gesamtbild.

Der Führer durch die Hofburg verkörperte in seinen Erklärungen so recht den Wandel der Zeiten:

„Das ist das reichgezierte Schlafzimmer weiland Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia!"

Dann eine Viertelstunde später: „In diesem Zimmer hat Exkaiser Karl seine Audienzen erteilt!"

Ja, ja, es ist ein großer Sprung von „weiland Ihrer Majestät" bis zum simplen Exkaiser! Dieses Schlafzimmer hat übrigens als besondere Sehenswürdigkeit eine Uhr mit verkehrtem Zifferblatt, die sich in einem gegenüber dem Bett angebrachten Spiegel reflektiert, so daß „weiland Ihre Majestät" vom Bette aus im Spiegel das Zifferblatt in Normalstellung sehen konnte. Im Schlafzimmer des verewigten Franz Joseph habe ich den Hut gezogen. Nicht vor der Majestät, sondern vor der menschlichen Schlichtheit. Das Feldbett primitivster Art, wie man es übrigens auch im Zimmer der ermordeten Kaiserin Elisabeth vorfindet, würde manchen Arbeiter beschämen.

Die genannte Uhr hat übrigens ihr Pendant in den Rubensbilder der Lichtensteinergallerie, die als Vorlagen für Gobelins gemalt wurden. Deshalb alles verkehrt. Der Priester segnet mit der linken Hand und der Feldherr führt das Schwert auch mit der Linken. Auf den Gobelins sieht dann die Sache rechts aus!

Für die Nationalratswahlen scheint eine riesige Propaganda entfaltet worden zu sein. Gewisse Plakatwände reden noch heute beredtes Zeugnis. Die Zettel mit dem Aufruf, kommunistisch zu wählen, sind sogar am alten Tegetthoff emporgeklettert und haben weder vor dem Portal des Hofgartens noch vor der Wand der Kapuzinerkirche halt gemacht. Das ist dem guten Franz Joseph doch erspart geblieben! Ein Plakat fordert auf, den dummen Kerl zu wählen, der neue Steuerquellen entdecken kann und erzählt dann in groben Reimen, wie Schönheit, heitere Miene und anderes mehr besteuert werden könne. Einen Teil der Verse will ich reproduzieren:

Ist eine Dame oben drall,
Zahlt sie eine Büstensteuer.
Wenn dies hinten ist der Fall,
Zahlt sie eine Kistensteuer,
Drum, ihr Damen, nicht geheuer
Ist das Fettesein gar sehr,
Denn es ist die einz'ge Steuer,
Die auch wirklich popo—lär!

Daß ich auf dem Zentralfriedhof eine Walzermelodie vor mich hergesummt habe, muß ich auch noch beichten. Ich bin mir nicht einmal bewußt, eine Ungezogenheit begangen zu haben. Dort ruhen in Ehrengräbern alle die Künstler, die Wien zu Wien gemacht haben. Charlotte Wolter, die große Tragödin. Marie Geistinger, die Freundin und Gönnerin Anzengrubers, der wenige Schritte von ihr entfernt ruht, die das Annerl im „Pfarrer von Kirchfeld" vor just fünfzig Jahren zum erstenmal spielte. Josefine Gallmeyer, die natürliche, hurmorvolle fesche Pepi. Beethoven und Schubert. Dann Franz von Suppée. Lanner, der Komponist der bekannten Melodie „Jetzt ha i mi's Schatzi schon lang nümme gseh". Johann Strauß, der Walzerkönig. Das war ein Singen und Klingen, ein wahrer Melodienkranz, der aus den Ehrengräbern emporstieg in die Nachwelt hinein! Das hob und trug empor. Und vor Millöckers Grab packte es mich. Da geschah es, daß ich leise „Und ich hab sie ja nur auf die Schultern geküßt" zu summen anfing! Es war ein stilles Gedenken, nichts anderes!

(Schluß folgt.)

Maurice Maeterlinck: Der fremde Gast.

Von U. W. Zürcher.

Es sind immer nicht allzuviele, denen das Dasein Zeit ihres Lebens ein Mysterium bleibt. Ich meine mit dem Wort Mysterium nicht einen farblosen Schulbegriff, bei dem man sich behaglich zur Ruhe setzt und sein Pfeifchen schmauchend „ignorabimus" schmunzelt. Nein, für diejenigen, die ich hier meine, bringt das Mysterium eine beständige wache Unruhe, eine unablässige zu Herzen gehende, bedrückende und beglückende Seelenerregung. Es ist der Zustand eines beständigen Vordringens in ein unbekanntes Land, aus dem doch ein seltsames Heimatwehen entgegenkommt.

Maeterlinck hat in seiner Jugend eine Reihe köstlicher, stiller, nachdenklicher Bücher geschrieben, Abhandlungen und Dramen, die alle helläugig um das Geheimnis der Seele tasten. Den Empfänglichen erschien er wie ein Gast aus einer andern Sphäre. Dann kam eine Zeit, wo er Dramen schrieb, die einem großen Publikum zwar gefielen, die aber eine forcierte Robustheit verraten und wohl als zeitweise Abirrung von seinem eigensten Lebensweg zu deuten sind. Auch dieser Gefühlssichere hat offenbar innere Katastrophen erlebt und ist in der Irre gegangen. Ich denke dabei an die Zeit, als er Monna Vanna schrieb. Jetzt aber ist ihm das große Problem, das doch in ganz besonderem Sinne immer gerade sein Problem war, wenn es schon das Problem jedes Tiefenmenschen ist, wieder ganz nahe gerückt.

Hat Maeterlinck in seinem früheren Leben mehr Seelenzustände direkt geschildert, aus denen eine Erkenntnis über die unmittelbarste Sinnenwelt hinaus überhaupt erst möglich ist, so sucht er jetzt als rationalistischer Mystiker auch vorsichtig und tastend dem menschlichen Darlegungsbedürfnis gerecht zu werden und das Leben zu deuten. Dabei hat er zu lange den Geheimnissen gelauscht, um zu glauben, eine Deutung des Lebens müsse letzten Endes eben doch, wenn auch mit einer etwas komplizierteren Terminologie, beweisen, daß irgend ein herrschender Allerweltsglauben recht habe. Vor allem, er beweist nicht, sondern er legt dar. In beständiger seelischer Fühlung mit den Geheimlehren aller Zeiten, angefangen bei den indischen Brahmanen, tibetanischen Buddhisten, persischen und christlichen Gnostikern, bei Platon und Plotin bis zu Ruysbroek und Jakob Böhme, zu Novalis und Swedenborg, Emerson und Göthe sucht er nun so objektiv wie möglich und doch voll subjektivster Erregtheit den Stand der heutigen Erkenntnis mysteriöser Lebenserscheinungen darzustellen.

Maeterlinck ist kein Blindgläubiger, auch Gedanken gegenüber, die ihm zweifellos sympathisch sind. Er hat die Zuversicht und die innere Sicherheit derjenigen, die keinen „unantastbaren" Glauben nötig haben, die sich tausend Unsicherheiten gestatten können, und ihrerseits die allzu anmaßlichen und dröhnenden Sicherheiten auf religiösem und philosophischem Gebiet als Seichtheiten empfinden. Als denkender Mensch ist er eine Kategorie für sich und gehört keineswegs zu irgendeiner Kirche oder Sekte, seien es auch Spiritisten, Animisten, Theosophen, christliche Wissenschafter, selbst wenn er da und dort mit wesentlichen Grundgedanken solcher Gruppen einig geht. Er ist jeden Augenblick bereit, seine Anschauungen mit allfälligen neuen Ausblicken und Erkenntnissen in Einklang zu bringen, zu revidieren. Er ist gleich weit entfernt von pfäffischer Glaubenswut, wie von jenen oberflächlichen liberalen, materialistischen Sicherheiten. Er hat das feine Ohr für unfaßbare Dinge, die nur Geistesträge mit dem Gemeinplatz „Zufall" abtun. Ihm ist der starre Glaube